Nr. 88 Sonntags-Ausgabe
A 45

Vossische Berlin Zeitung

Sonntag, 21. Februar 1926
V

20 Pfennig

Gegründet 1704

Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen

Die Vossische Zeitung erscheint wöchentlich zwölfmal, die Postausgabe in vergrößertem Umfang sechsmal (Morgen- und Abendblatt vereint. Sonntags mit der illustrierten Beilage „Zeitbilder". Sonstige Beilagen: „Recht und Leben" — „Umschau in Technik und Wirtschaft" — „Für Reise und Wanderung" — „Literarische Umschau"

Wöchentlich 1.— Mark, monatlich 4,30 Mark in Berlin und Orten mit eigener Zustellung. Bei Ausfall der Lieferung wegen höherer Gewalt oder Streik kein Anspruch auf Rückzahlung. Anzeigenpreise in Goldmark, mm-Zeile 30 Pfennig, Familien-Anzeigen mm-Zeile 18 Pfennig. Keine Verbindlichkeit für Aufnahme in bestimmter Nummer.

Verlag Ullstein. Chefredakteur: Georg Bernhard. Verantw. Redakteur (m. Ausn. d. Handelsteils): Carl Misch, Berlin. Unverl. Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt.

Verlag und Schriftleitung: Berlin SW 68, Kochstr. 22-26

Fernsprech-Zentrale Ullstein, Amt Dönhoff 3600—3663, für den Fernverkehr Amt Dönhoff 3686—3698. Telegramm-Adresse: Ullsteinhaus, Berlin. Postscheckkonto Berlin 660.

Stresemann für Rheinfreiheit

Verantwortliche Politik / Fortschritte und Erfolge / Das Bild Castlereaghs im Foreign Office / Das England von 1818 / Besatzungsabzug

Rede vor den Kölner Studenten

Nachrichtendienst der „Vossischen Zeitung"

✱ **Köln**, 20. Februar

Die Kölner Studentenschaft veranstaltete heute abend einen Kommers zur Feier der Befreiung Kölns, der unter der Devise „Freiheit, Heimat, Vaterland stand. Am Ehrentisch saß man u. a. die Minister Stresemann und Marx als Vertreter der preußischen Staatsregierung Kultusminister Dr. Becker, als Vertreter des preußischen Ministerpräsidenten Ministerialrat Dr. Amelungen, den österreichischen Konsul, der von der Versammlung besonders stürmisch begrüßt wurde, die Rektoren der Universitäten Marburg und Frankfurt, als Vertreter des Kardinalerzbischofs Weihbischof Dr. Hammels und Vertreter der Professoren und Studentenschaften vieler anderer deutscher Hochschulen.

Nach den Reden des Rektors Stier-Somlo und des Domprediger P. Dionysius sprach Reichsaußenminister Stresemann. Er führte u. a. aus:

In der deutschen akademischen Jugend bestehen, wie im deutschen Volke, verschiedene Einstellungen gegenüber dem Reich und seiner Fortentwicklung. Die einen verfallen in träumende Resignation über alte Größe und Herrlichkeit, andere warten auf ein Wunderbares, das sie mit heißem Herzen ersehnen, ohne zu wissen, woher es kommen und wer es schaffen soll. Wieder andere glauben, daß es für Deutschland richtig sei, die Entwicklung der Welt abzuwarten und sich erst dann mit aktiver Politik in diese Entwicklung einzustellen, wenn Umrisse künftiger Entwicklung sichtbar sind. Wag für den einzelnen Menschen, der den Weg von großer Macht und von Einfluß und Glück zur Armut und zum Unglück durchgemacht hat, der eine oder andere Weg möglich sein, **für diejenigen, die für die Reichsentwicklung verantwortlich sind, gibt es nur einen, das ist die Politik tätigen Mitschaffens nach innen und nach außen.** Diese Kärrnerarbeit mag manchem als eine ideallose erscheinen. Sie ist es nicht, denn nur aus dem langsamen Fortschritt im täglichen Kampfe ergibt sich der Fortschritt, fiebt man den Weg, der zurückgelegt ist. Gegenüber allen Kritiken über manche nicht erreichte oder manche getäuschte Hoffnung, über manche geistige Einstellung, die sich nicht schnell genug in Taten auswirkt, darf doch das Eine gesagt werden: **Wer zurückschaut auf die Politik der letzten Jahre in Deutschland, der muß mit Blindheit geschlagen oder von schlechtem Willen beseelt sein, wenn er nicht anerkennen wollte, daß wir ein gutes Stück vorwärts gekommen sind in der Konsolidierung nach innen und deutscher Geltung nach außen.**

In dem Kampfe zwischen Rechtsanspruch und Machtgefühl, das das Recht selbst ausdeutet, hat schließlich doch in der Befreiung der nördlichen Rheinlandzone der Gedanke des Rechts gesiegt. Jede weitere deutsche Politik kann nur das Ziel haben, auf diesem Wege fortzuschreiten. Deutschland wird ständig bereit sein, im Geiste des europäischen Wiederaufbaues mit offener Empfänglichkeit für die gegenseitigen Argumente Verhandlungen über seine Stellung zu anderen Mächten zu führen.

Aber wenn der Geist von Locarno Sinnbild künftiger europäischer Politik ist, dann muß seine weithin sichtbare letzte Auswirkung die schließliche Zurückziehung der Truppen aus dem besetzten Rheinland sein.

Ich kann mir nicht denken, daß man im Lager unserer ehemaligen Gegner darüber anders denkt. **In dem großen Saal des Foreign Office in London, in dem die Verträge von Locarno unterzeichnet wurden, hing, für diesen Tag herbeigeschafft, das Gemälde von Lord Castlereagh.** Wenn dieses Symbol eine über den Tag hinausgehende Bedeutung haben soll, dann kann es nur die sein, daß das England der Gegenwart mit dem Vertrage von Locarno dieselbe Politik treiben will, die einst Englands Vertreter auf dem Kongreß in Aachen 1818 gegenüber Frankreich getrieben hat, als er den Gedanken vertrat, Frankreich wieder als Großmacht in das europäische Konzert aufzunehmen, und des zum Zeichen die Truppen der damals Frankreich besetzenden Mächte von Frankreichs Boden zurückzuziehen.

Diese Frage der Zurückziehung mag eine Frage der Verhandlungen sein, eine Frage der Technik sein, aber sie ist die logische Auswirkung einer neuen europäischen Situation, die das Problem der Sicherheit der Länder durch andere Wege lösen will, als durch den der militärischen Gewalt.

So gebe ich der Hoffnung Ausdruck, daß die Glocken am Rhein nicht zu lange schweigen mögen, um die weitere Freiheit deutschen Bodens zu verkünden und der so schwer getroffenen rheinischen Bevölkerung die Möglichkeit zu geben, mit der Freude reinem Gefühl sich als Glieder eines freien Deutschland zu fühlen, das in Frieden und gegenseitigem Verstehen mit der übrigen Welt zu leben gedenkt."

Das Rüpelspiel

Von

Georg Bernhard

Ein Blitzlicht flammt auf. Für Sekunden überschaut man den Raum mit unheimlicher Klarheit. Was sonst im Halbdunkel nicht richtig sichtbar war, tritt grell in die Erscheinung. Um so schärfer, als die Zusammendrängung der handelnden Figuren auf einen engen Standort unter Fortfall alles Nebensächlichen die Hauptzusammenhänge, die man sonst mehr oder weniger ahnend ergänzen muß, einem förmlich aufdrängt. Nie ist deutlicher die geistige Verwirrung und die moralische Verwilderung zutage getreten, als in den paar Szenen vor dem Landtags-Untersuchungsausschuß über die Fememorde, über die gestern die Zeitungen berichteten. Der äußere Anlaß zur Einsetzung des Ausschusses war durch das Darlehen von 5000 Mark gegeben, das von der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände an die Führer des Christlichen Zentralverbandes der Landarbeiter, Behrens und Meier, geleistet wurde. Die Gelder sind — darüber besteht kein Zweifel — teilweise zugunsten des Veranstalters der Fememorde, des verhafteten Oberleutnants Schulz, verwandt worden. Und nun werden vor dem Ausschuß die Leiter der Arbeitgeberverbände und der Vorsitzende des Reichsbundes sogenannter vaterländischer Arbeiterverbände vernommen, und sie benehmen sich mit einer Respektlosigkeit und einer Nichtachtung, die nicht bloß aus dem Bestreben zu erklären ist, sich den heiklen Fragen zu entziehen, sondern die deutlich diktiert wird durch den Wunsch, gehässigste parteipolitische Agitation gegen den neuen Staat vor aller Welt weithin sichtbar zu betreiben. Der Geschäftsführer der Zentrale der Arbeitgeberverbände v. Zengen hat dabei wenigstens noch die gesellschaftlichen Formen gewahrt. Der „vaterländische" Arbeiterführer Heß jedoch hat vor dem Ausschuß eine Rüpelszene aufgeführt, die ihresgleichen bisher kaum fand. Ein anderer Vorsitzender hätte sicher eindrucksvoller einem solchen Manne gegenüber die Würde des Parlamentes zu wahren gewußt.

✱

Die Parlamentarischen Untersuchungsausschüsse sind im neuen Deutschland eine notwendige Institution. Sie bilden die einzige Möglichkeit, über gewisse Vorgänge Klarheit zu schaffen, die von den ordentlichen Gerichten nicht geklärt werden können. Das soll kein Vorwurf gegen die Richter sein. Denn es ist ein Fehler, wenn man glaubt, die Hochachtung vor dem Richterstum verbiete es, das Menschliche im richtenden Menschen ohne weiteres als ausgeschaltet zu betrachten. Auch der Richter bleibt Mensch. Und wo die Geschehnisse bewegt werden von politischen Leidenschaften, da kann eben auch der Richter aus seiner Menschenhaut nicht heraus. Und es gibt deshalb keine andere Möglichkeit, als politische Dinge von Politikern vor einem Forum behandeln zu lassen, wo alle Parteien und damit auch jedes mögliche Vorurteil vertreten ist und durch Frage, Gegenrede und Beeinflussung der Entscheidung mitzuwirken vermag. Es kommt dabei viel weniger auf das Endurteil dieser Ausschüsse an, das schließlich immer mehr oder weniger kompromißhaft gestaltet sein muß. Das Wichtige ist viel-

Verdun

Zum zehnten Jahrestag.

Von

Wilhelm Groener

Generalleutnant a. D.

Heute vor zehn Jahren an einem schönen Vorfrühlingsmorgen begann das Trauerspiel. Die Ouvertüre aus tausend schweren Geschützen erschütterte weithin das Land. Regen und unsichtiges Wetter hatten mehrmals genötigt, die Feuereröffnung zu verschieben. Die wochenlangen Vorbereitungen wurden von den Franzosen entweder nicht erkannt oder nicht ernst genommen. Sie erwiderten nur schwach das Massenfeuer der deutschen Artillerie, das freilich wegen des veralteten Schießverfahrens zunächst keinen so ganz niederschmetternden Eindruck machte. Die Ueberraschung, ein wesentliches Mittel zum Erfolg, schien gelungen.

General v. Falkenhayn, mit dessen Name Verdun verbunden ist, hatte sich aus dem Großen Hauptquartier auf das Kampffeld begeben, wo das Schicksal des neuen Kriegsjahres und sein eigenes begründet war. Er hoffte nicht nur die Festung zu nehmen und dadurch die Linie der deutschen Defensive zu verbessern, sondern er betrachtete nach einem Ausspruch vom 11. Februar den Angriff auf Verdun als „ersten Schritt" zu der Entscheidung im Westen.

Aus dieser Auffassung heraus wird manches in seinem späteren Verhalten erklärlich. Freilich gab es andere Operationen, gegen Rußland oder Italien, die in den Beziehungen der Gesamtkriegführung erheblich bessere operative Aussichten boten als gerade der Angriff auf eine in moderster Weise mit Panzer und Beton ausgebaute Festung, die nicht als Einzelmassenplatz umschlossen werden konnte, sondern bis längst zum „Eckstein" der Front geworden war und einen unentbehrlichen Bestandteil des ganzen französischen Verteidigungssystems bildete.

Trotzdem konnte ein aussichtsreicher Plan gegen die Festung gefunden werden, wenn man vor Selbsttäuschung sich hütete und nicht glaubte, mit der schweren Artillerie eine ähnliche, vielleicht nicht einmal materielle, sondern mehr moralische Wirkung zu erzielen wie im Jahre 14 gegen die belgischen Festungen. Da Verdun die deutsche Verteidigung außerordentlich erschwerte und für die Franzosen ein günstiges Ausfalltor in einer für die Deutschen empfindlichen Richtung bildete, war es der Mühe und der Opfer, die gebracht werden mußten, wert, die Festung zu nehmen. Nur darauf mußten alle Maßnahmen, insbesondere die Truppenverwendung eingestellt werden. Dem General v. Falkenhayn schwebte ein höheres Ziel vor. Der Stellungskrieg war zum größten Rätsel der Kriegführung mit Millionenheeren geworden, seit im Westen vom Meere bis zu den Alpen auf beiden Seiten ein festungsartig ausgebautes Stellungssystem sich erstreckte. Wie diesem Rätsel beizukommen war, wie eine kriegsentscheidende Schlacht herbeigeführt werden konnte, wurde vom General v. Falkenhayn mit tiefer Inbrunst zu erforschen gesucht. Der Durchbruch wurde verworfen, weil trotz aller Rechnung die Kräfte dazu nicht ausreichten. Massendurchbruchsversuche gegen einen moralisch intakten, gut bewaffneten und zahlenmäßig nicht erheblich unterlegenen Feind hielt Falkenhayn auch bei größter Menschen- und Materialanhäufung nicht für aussichtsvoll. Dem Verteidiger werde es in den meisten Fällen gelingen, die eingedrückten Stellen abzuriegeln. Die Erfahrungen, insbesondere der Jahre 17 und 18, auf beiden Seiten haben dies bestätigt. Die Aussichten eines Angriffs gegen Verdun schienen günstiger, weil der Verteidiger an dieser Stelle es gar nicht darauf ankommen lassen durfte, daß seine Front eingedrückt wurde und die Festung verloren ging. So kam General v. Falkenhayn zu der Meinung, daß um Verdun die Franzosen bis zum letzten Mann kämpfen müßten. Daraus entwickelte sich der sogenannte „Verblutungsgedanke, d. h. eine kriegsentscheidende Operation innerhalb des rätselhaften Stellungskrieges. Da man gleichzeitig in der örtlichen Beschränkung des operativen Zieles einen Vorteil sah, so setzte sich jener Gedanke um so hartnäckiger in einzelnen Köpfen fest. Die Absicht, den Feind zum Verbluten zu bringen, hatte naturgemäß eine lange dauernde Kampfhandlung zur Voraussetzung, nicht einen einmaligen möglichst kurzen Akt, wie er bei der Wegnahme einer Festung anzustreben war. Im letzteren Falle mußten alle irgendwie verfügbaren Kräfte gleichzeitig eingesetzt werden, im ersteren erforderte die Nachhaltigkeit des Kampfes den Einsatz noch stärkerer Kräfte nach und nach. Dieser Unterschied ist nicht scharf erkannt worden, ebensowenig, daß es für den Erfolg und zur Verringerung der Dauerverluste wesentlich auf die Schnelligkeit der Durchführung ankam. Mit einer Art Ermattungsverfahren war die Festung nie zu nehmen, weil sie nicht mehr Festung allein, sondern der weitaus stärkste Teil der französischen Front war. Eine Schlacht von Wochen oder Monaten auf dem schmalen Raum um den Besitz eines Haufens von Panzer